

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 1 (1911)  
**Heft:** 46

**Artikel:** Josef Reinhart [Schluss]  
**Autor:** H.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-641629>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Josef Reinhart.

(Schluß.)

Die Sehnsucht in irgend einer Form und Nuance, sie klingt als Grundakkord durch fast alle seiner Geschichten. Bald ist es ein Kinderpärchen, das „Längiziti“ trägt nach der Großmutter, die so liebe und schöne Geschichten erzählte, die nun im Himmel ist und friert, weil sie ihr Halstuch vergessen; das wollen ihr die beiden Kleinen auf nachtdem Wege in den Himmel hinauf bringen („Besuch im Himmel“). Bald ist es der große Junge, den auf der fröhlichen Schulreise die Sehnsucht nach dem toten Schwesterchen packt und der fortläuft, heimzu über Berg und Tal; der über den reißenden Strom schwimmt, seinem Herzenszwange ganz hingegenommen („Die Schulreise“). In „Heimweh“, dem ergreifenden Geschehen aus der ersten Sammlung, ist es der erwachsene Schreinergefelle, den das Leid, die Mutter zu missen, unwiderstehlich packt; in wilder Sturmnacht macht er sich auf zur Mutter; auf stockdunklem Wege verunglückt er; mühsam, heldenhaft schleppt er sich heim, um in den Armen seines Mütterchens zu sterben.

Kinder und Greise! das weich fühlende Herz des Dichters zieht sie beide gleich liebend an sich; denn beide sind hilflos ihren Begehren, ihren Gewohnheiten ausgeliefert; die Erwachsenen, die Willensstarken können oder wollen sie oft nicht verstehen. Die „Längiziti“ ist für sie eine Krankheit, die das Herz brechen kann. Konrad Fehr, das große Kind, mußte das erfahren. Reinhart hat die Hand eines Kinderarztes; wo andere wegschneiden möchten, verbindet er leise, läßt es gut sein und denkt an die Natur, die von selbst heilt. Wie zartfühlend zeigt er sich nicht in „Hanselo“, im „Spielmann“, wo er von Kindernatur und Kinderbegehren spricht.

Wie Kinder behandelt er oft auch die Erwachsenen. Ein Stück des Altischulmeisters von Nüedlisholz steckt auch in ihm. Wie dieser den guten Kern in den beiden einfältigen Fabriklern erkannt und sie, die mit 18 Jahren schon verheiratet sind, in die Erziehung nimmt und zu rechten Leuten macht, so weiß Reinhart das Gute in jedem Menschen zu finden. Ein herrlicher Optimismus leuchtet hier aus allen seinen Dichtungen hervor. Die Menschen sind nicht schlecht, sie sind nur einsam; verlassen vom Guten, zurückgestoßen von den einfichtlosen Menschen. „Heimkehr“ behandelt in ergreifender Weise das Thema vom Verbrechen aus verlornen Ehre. Wer ist schuld am tragischen Ausgange? Im Grunde niemand; das Verhängnis, die Verhältnisse.

Ein warmer Fürsprecher ist Reinhart den Armen, den Armen im Geiste insbesondere. Die Seelenzustände eines Wälder-Ami sind ihm interessant genug, um sie darzustellen. Nicht bloß des ästhetischen Prinzipes wegen, nein, aus dem guten Herzen heraus. So führt ihn auch das große Erbarmen, nach seelischen Schönheiten zu suchen bei dem armen Holzerkarli, dem Häuflein Menschen, das die Bauern zum Arbeitstier herabwürdigten („Der Spielmann“). Er findet sie in Fülle. Der Halbnaarr besitzt Lebensphilosophie mehr wie irgend ein Gelehrter, wenn sie auch nur dem Bäuerlein dient, das bei der toten Geiß im Stalle nach einem Lebenshalte ringt. Und sein Herz ist gerade gut genug, um den treu gehegten Taubzogen seines toten Kindes zu opfern, und dadurch das Unglück zu verhüten, das nur seine geizigen Meisterleute getroffen hätte. Selig sind die Armen im Geiste, denn das Himmelreich ist ihr.

Greise und Kinder! Man muß sie verstehen und gewähren lassen. Ein Meisterstück psychologischer Darstellung ist der Vater Klaus, den unser Leser kennen. Wer könnte nicht einen Vater Klaus nennen in seiner Bekanntschaft und Verwandtschaft? Er ist, wie alle Gestalten des Dichters, aus dem Leben gegriffen; papierene Menschen begegnen uns nicht in Reinharts Werken. Man lese nur noch einmal die Stellen nach: wo er erstmals als Privatmann die Dorfstraße hinaufspaziert; er schämt sich seines Spaziergehens vor sich und

den Leuten. Er schämt sich der Kleinarbeit im Garten des Sohnes „Das ist Gvätterliarbeit!“ „Fuhrwerken, hacken, eggen, säen, mähen, aufladen, das ist gearbeitet!“ Und wie er Stolz empfindet, dem Mannli gezeigt zu haben, wie man Kartoffeln setzt! Meisterlich ist dann dieser Stimmungsumschwung gemacht, als dem guten Vater das Heufüßerchen umpurzelt; diese Scham, von einem Fabrikler sich „alten Trämpeler“ schelten lassen zu müssen. Wer fühlt nicht mit dem armen Alten sich das Herz zusammenschüren vor ohnmächtiger Wut, die Füße wanken vor Berknirschung. Wir spüren es leicht heraus, wie der Dichter von einem großen Mitleid ergriffen ist, wenn er den heimatkranken Mann wieder in die Heimat führt. Mit kunstvoller Hand übt er hier die Technik des Verschweigens. Was den Armen bewegt auf seiner nächtlichen Heimreise, das ahnen wir leicht, aber wir schenken es uns gerne.

Ich möchte hier ein Lob einflechten an die Adresse des schriftdeutschen Dichters. Die Erzählstücke in „Heimwehland“ sind durchwegs knapper und kürzer als die der Dialektbändchen. Sie sind aber nicht minder gehaltvoll. Ueberzeugend wirkt hierüber der Vergleich der beiden Fassungen, der mundartlichen und der schriftdeutschen, vom „Spielmann“ und vom „Broneli“. Epische Breite mag den Anfänger zieren; Gottfried Keller hat diese Talentprobe abgelegt im „Grünen Heinrich“; dann aber hat er die unerschöpfliche Fülle seiner Phantasie in die für ihn gemäße und notwendige Form des Zyklus gefaßt; zuletzt ist er so Meister über den Raum geworden, daß er eine poetische Welt in die knappen Röklein seiner „Sieben Legenden“ kleiden konnte.

Reinharts letzte Novellen (räumlich genommen), „Die Mutter“ und „Gertrud“ scheinen mir die Form, die jedem Stoffe nach den Kunstgesetzen gegeben ist, in geradezu idealer Weise auszufüllen. Es ist die Form der psychologischen Skizze; Novellen möchte ich sie aus verschiedenen Gründen nicht nennen. „Die Mutter“ ist technisch wie feilsch auf das feinste ausgestattet. Ich verweise auf den ruhigen stetigen Fluß der Handlung; wir begleiten die alte Frau in ihrem äußern und innern Leben durch jede Minute dieser Feiertabendstunde bis zu ihrem vernünftigen und tapfern Einschlafen; diese Ruhe in der Handlung wirkt wie feierlich-frohe Empfangsstimmung. Stimmungsvoll auch ist das Gegenständliche geschildert. Dieses Altenstückchen ist ganz ausgefüllt von der ruhig-fillen, innig-guten Art der Mutter. Meisterlich ist dieses Warten geschildert: es wartet die Lampe, das weiße Tisch Tuch mit den Tassen und Tellern; sie sprechen: Sei ruhig, er muß kommen. Im Herzen der Wartenden sitzt aber auch der Zweifel: „Mit cho! Mit cho!“ tickt die Uhr. Das ist Personifikation der Gemütsstimmung, wie sie ein Sturm nicht besser erfinden könnte. Ganz an Sturm gemahnt dann das verschwiegene Symbolisieren von Gemütszuständen durch die Natur. Es ist ein ganz feines Abhören der Naturstimmen, die auf einen gewissen Seelenzustand verstärkend einwirken können. Man vergleiche die Stelle, wo die Mutter beim Doktorhause steht und erkennt, daß die Liebe des Sohnes nicht ihr allein mehr zugehört. „Ein Apfel fiel vom Baume, unter dem sie stand, und rollte seitab ins Gras. Es rauschte ein wenig in den Zweigen, ein welches Blatt kam langsam nach; dann war es wieder still.“ Dieses Symbol des Ablassens der Kinder von der Mutter kommt ungesucht und wirkt darum überraschend und im höchsten Grade künstlerisch. An Keller aber muß man denken, wenn nun die Mutter so stark und vernünftig nach Hause geht, als ob nichts geschehen wäre, die Teller abräumt und zu Bette geht. „... ein wenig dachte sie an die Zukunft, ein wenig betete sie, und mitten im Gebet schlug ihr der Schlaf ein Schnippchen. Er spielte ihr aber heitere Träume, Kindlein sah sie, zart aber helläugig; mit diesen ging sie durch Gärten und Feldwege und hob die Dornen- und Unkraut-

ranken weg, daß sie ihre Kleidchen und weißen Händchen nicht rigen konnten." Das ist Frau Lee im „Grünen Heinrich“, das ist Kellers Art und Stil.

Mit diesem höchsten Lobe, das Dank bedeutet für den

Genuß, den mir der Dichter mit seinen Büchern bereitet, und ein Glückauf in die Zukunft, möchte ich schließen; nicht aber, bevor ich dem Landsmann noch einmal in seine lieben, warmen Augen geblickt hätte.

H. B.

## Wie der Dursli ne Ma worde=n=isch.

Aus „Gschichtli ab em Land“ von Josef Reinhart.

(Fortsetzung.)

Der Weibel het lang chönne=n=ufbigähre, äbs ächt bald well Rueih gäh, as me chönn wyters fahren im Tägt. Wie ne Huuffe Ehräiße über ne=n=arme Spaz ischs gange mit Stichelrede uf dä guet Tschumpel mit sym Moocke Chäs underm Arm, wo do gstande=n=isch, wie wenn er 's Öl verschüttet hätt. Aber no nit gnue!

Der Gemeinmuser het no fürebrotcht: es wär nit dumms, wenn me jeß scho wüßt, was für ne Name as me däm neu Wy gäh well, äb ächt Schleechebärger oder Dornwändler schöner syg.

Wo der Dursli ändlige het chönne d' Thürfalle=n=erlänge, do ischs früsch losgange:

„Guet Nacht, Wybur!“

„Sueget wie n=er 's Chöpfli scho uf het! luegt ufereim Lüt scho nümme=n=a!“

„Böht en dir goh, es tuets jeß für einisch,“ het der Amme ändlige gmacht, „mer hei jeß gnue chönne lache!“

„So, jo,“ seit der alt Amtsrichter, der Häligröß, „hüt hei mer doch au churzi Byt gha. So ne Steigerig ha n=i scho lang nümme erläbt. Das isch ne Hauptgsparß gfi. Dä het jeß uf my Seecht im Dräck en Ohrfyge glängt. Aber Wunder nimmts my doch, wie dä zum Zeis wott cho mit dem Chrüfeli= und Dörnacher. He nu, er wird dank de müeke d' Bei ufha drby; me het das scho lang chönne gseh; wenn er no öppis hätt, so müeßt mer dä Kärl g'vogtet sy. Aber affäng, me seit albe: Chraz nit, wo's di nit byßt!“

Hinde=n=yne, wie=n=er öppis gstohe hätt, isch der Dursli heizue diche und d' Muetter, wo's en het ghöre cho z' trampe, rüeft:

„Bisch du's Durs? Ssch öppis passiert, aß so gly hei chumisch?“

Aber do isch sie a läß cho:

„Er chönn jo no einisch goh, wenns ere z' früeh syg!“ Agrauzt het er se=n=und d' Holzböde sy under 's Bett undere gsfoge, as d' Muetter froh gfi isch, z'schwyge.

As bim Bueb mängisch nit viel z'ha gfi isch für ne Bage, das het die alt Frau wohl gwüßt. Aber wo=n=er sälb Sundig am Morge nie füre het welle und heiterchüch to het, und bi der Geiß ufem Bänkli im Stall g'hoeket isch, der Chopf i beede Hände, do ischs eren au nümme rächt gfi; wo sie gfragt het, was em fähl, äbs em sell Holberbluesthee abbrüeihe, do het ere chuun möge 's Mul gönne: Sie sell mira Holberthee suffe, ne ganze Chübel voll, do het sie aso jäble und isch zus Nochbere übere gsprunge und het 's Fürtech vor d' Auge gno: „Föjis Gott und Batter, üse Dursli, mi einzig Bueb! 's isch e grüsligi Sach!“ Und uf der Stell, het sie uf Begligen übere welle mit em Wasser und e Wahlfahrt het sie versproche=n=uf Eijele, wenns wieder guet use

chöm mit em: Aber die hei scho gwüßt, wo der Dursli der Schuch drückt; aber öppis säge hätte sie nit dürfe. Es wärd em öppe scho wieder lugge! Und wenn's ems nit usgredt hätte bis dürt use, so wärs im Stand gfi und wär uf der Stell übere Bärge übere zum Wassergschauer, das alt brüchig Fraueli.

„Weder me chönn am Lind warte bis am Morge,“ hets gmacht, „aber es syg allwäg läß mitem, er nähm gar nit zuenem!“

„Sie söll em numme dere rächte Rustig gäh, er wärd de d' Händ scho us de Säcke näh,“ het der Chnächt gmacht vom Stallbänkli här.

Do ischs Müetti wieder heizue ghumbelet und het eis g'jummeret, es syg doch der ärmst Tropf uf der Wält obe, wenns umme scho underm Bode wär.

's Nochbure Buebe sy uf der Türschwelle gstande und hei i de Mulegge glachtet und nander zueblinglet.

z' Mittag, wo 's Müetti vorem Hus am Brännli d' Auge=n=usgwäsche het, goht der Galoppshnyder dur 's Gäßli ab und wil der Dursli d' Hofe vo zweu Johre här no uf em Chnebel gha het binem, so het er keis Blatt bruche vor 's Mul z' näh:

„Ob ere=n=öppe der neu Wy 's Augewasser füre triebe heig, er syg allwäg „Chlei sur!“ und drzue het er es Gsicht gmacht, wie eine, wo all Trümpf i de Fingere het.

„Rei nit, aß es wüßt, er heb nächt nit z' vill Wy gha, er syg bi Bzhte heicho, es wüß ömmel nit, wo=n=ers ufgläse heb.“

„Der Rabacher lyt em dank z' schwär ufem Mägel!“ het der Schnyder ummegäh und het der Finke g'chlopjet, wie wenn er ne Zündschner für ne Fürtüfel azündtet hätt.

Jeß isch aber im Müetti nes Liecht ufgeange, und uf der Stell ischs hindere Hus, wo der Bueb underm Dach ufeme Träm ghocket isch und Trüebjal blost het. Wo=n=er sie ghört um en Egge=n=umme cho, will er no gleitig furtzpringe, vo wäge, wil er der Pfäffer gschmückt het.

„Ums tufig Gottswille, Durs, was isch! Was hesch gmacht? D jöre Gott und Vater mer müesse vergante!“ Dä het e keis Mul ufsto.

Jeß het das alt Fraueli aso jäble, wies doch der ungfelligst Hung uf der Wält obe syg, er bring 's no undere Bode mit sym Uwodbliguae. Das syg jeß der Dank, aß es si fasch z' Tod g'rageret und die guete Bzgli ihm zuegha heb, und jeß no so nes Stückli.

Aber dä isch do ghocket, wie ne Stümmel, wie=n=en alls nit agiang. Z' lezt isch er ufgeange und wie=n=er gfi isch, i sym drümol g'chehrte Blusli isch er hindere Hus abe, 's Gäßli uf und im Pintli zuc. Dürt isch er hindere Tisch